

Nr. 63. Bromberg, den 8. April 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von **Hans Hermann Richter.**

(6. Fortsetzung.) ——

Als Mizzi und Alfred gegen abend wieder in der Villa anlangten, empfing sie der alte Flügge mit undurchdringlichem Gesicht im Vestibül.

„Die Herrschaften werden in das Arbeitszimmer Herrn Mörs gebeten," sagte er.

„Jetzt kommt's," tuschelte Mizzi. „Rede Du kein Wort, laß mich nur machen."

Der Kammerdiener Fritz riß vor ihnen die Tür auf, er sah recht blaß aus. Am Schreibtisch saß ein Herr.

„Nun, lieber Pieter, Du hast uns rufen lassen?" flüsterte Mizzi.

Der Sitzende drehte sich um.

„Nanu?" entfuhr es ihr, das war doch nicht Pieter Mörs?

„Sie müssen mit mir vorlieb nehmen! Justizrat Meyer ist mein Name!"

Mizzi wurde es recht unbehaglich. Was war denn in diesen dummen Kerl gefahren, daß er die heikle Angelegenheit doch durch einen Anwalt erledigen ließ.

„Hat Herr Pieter Mörs Sie beauftragt?" fragte sie brüsk.

„Gewissermaßen! Herr Mörs mußte plötzlich verreisen. Ich kann mich Ihnen durch eine Entscheidung des Amtsgerichts legitimieren."

„Lassen Sie nur," wehrte Mizzi ab. „Herr Mörs wird Sie orientiert haben. Ich bin die natürliche Tochter des Herrn Jakobus Mende und habe somit einige Anrechte auf diese Erbschaft."

„Darf ich um die Legitimationspapiere bitten?" fragte der Justizrat liebenswürdig.

„Ich habe sofort danach geschrieben, in d-ei Tagen kann ich sie vorlegen. Ich verlange aber, daß bis zu diesem Tage an der Mendeschen Erbschaftsmasse nichts geändert wird."

„Davon können Sie überzeugt sein," lächelte Meyer sarkastisch. „Weniger überzeugt bin ich aber davon, daß Ihre Papiere rechtzeitig eintreffen. Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, daß ein gewisser „Karl", der sich wechselnde Namen zulegt, auf dem Bahnhof in Holzminden wegen Fälschungen festgenommen worden ist. Hier ist der telegraphische Bescheid der Polizei."

Er hielt ihr ein Blatt vor.

Mizzi las und legte das Blatt hin.

„Ich weiß nicht, was das mit meinen Papieren zu tun haben soll."

„Ich habe den Bescheid telephonisch ergänzen lassen. Es ist nicht uninteressant, daß sich im Besitze des Fälschers eine Tausendmarknote befand, die sich als geschickte Nachahmung herausgestellt hat. Der Mann gab an, er habe den Schein hier in Pelle erhalten."

Justizrat Meyer fixierte Alfred scharf.

„Leider wollte er den Namen der Komplicen nicht angeben."

Alfred atmete erleichtert auf.

„Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es aber," fuhr der Justizrat fort, „daß eine Bareinzahlung des Kurhotels in Pyrmont von der Waldeckischen Bank beanstandet worden ist, weil sich Falsifikate unter den Scheinen befanden. Es waren zehn Scheine zu je tausend Mark; die Merkmale waren dieselben, wie die des Scheines in Holzminden."

„Verflucht!" rief Alfred und sprang auf.

„Bleiben Sie doch sitzen, Herr von Dohlen," bat der Justizrat freundlich, und Alfred sank in seinen Stuhl zurück.

„Die Berliner Polizei war so liebenswürdig, uns noch heute die Geburtsangaben der Edith Lasa und ihrer unehelichen Tochter mit dem Zunamen Letterneser einzusenden. Interessiert Sie das Schriftstück? Es ist ein langes Telegramm."

„Nicht im mindesten," sagte Mizzi süß.

„Sie sind von einer pyramidalen Frechheit," sagte der Justizrat bewundernd. „Zuletzt kann ich Ihnen noch sagen, daß wir auch über die wirkliche Tochter der Maria Rutenscher ganz im klaren sind, und daß ich mit dem Herrn Amtsrichter darüber heute nachmittag sehr eingehend konferiert habe. Und nun halte ich unsere Unterredung für beendet. Der Herr Staatsanwalt hat Ihre und Ihres Komplicen sofortige Inhaftierung wegen dringenden Verdachts des Betrugs, der Fälscherei und der Zechprellerei beantragt. Ihre Mutter sitzt ja zurzeit wegen des gleichen Vergehens." — „Fenster!" schrie Mizzi und sprang auf. — Aber da trat Friedel Frölein hinter der Gardine hervor.

„Is nich, Verehrteste, Allerwerteste; ich habe mir diesen Platz gerade ausgesucht, weil ich hier die sensationelle Unterhaltung am besten stenographieren konnte. Das ist etwas für den „Funker", bestes Interview der berühmten Tänzerin." Mizzi fiel in Ohnmacht. — In der Tür stand der Kommissar mit zwei Polizisten. „Fluchtgefahr", sagte der Kommissar. „Handschellen sind besser. Das Auto der Herrschaften steht unten. Wir bringen Sie ohne Aufsehen in das Gerichtsgefängnis." — Ohne weitere Widerrede ließen sich die beiden, Mizzi war rasch erwacht, abführen. — „Die sind wir los," lachte der Justizrat. „Jetzt brauchen wir nur noch den Erben."

Frölein und Eva Meinert hatten einen Bund geschlossen. Die Zentrale des Unternehmens blieb bei Justizrat Meyer in Pelle, aber die Jagdhunde waren die beiden. — „Auf nach Hamburg," hatte Frölein gesagt, „dahin ist er sicher gefahren. Ich muß ihn kriegen, ehe er in See geht." „Vier Augen sehen mehr als zwei," gab Eva zu bedenken. „Lassen Sie mich mitfahren." — Das war Frölein sehr recht gewesen. Zu seiner Beruhigung hatte ihm der Justizrat noch zugeflüstert, daß er als vorläufiger Verwalter des Vermögens die Kosten der Expedition tragen werde. So saßen sie nach wenigen Stunden in der Bahn. — „Sowas ist mir noch nicht passiert," sagte kopfschüttelnd Frölein.

„Einen Menschen, der vor seiner eigenen Erbschaft ausreißt, habe ich noch nicht gesehen. Was sagen wir nun aber, wenn wir ihn haben, und er glaubt uns nicht?" — „Er wird uns schon glauben", meinte Eva. — „Glauben Sie das nicht, der Mann hat häßliche Beweisarten an sich!" — Aber trotzdem fuhr Frölein treu und brav nach Hamburg und stand bald vor dem Seemannsamt. — Nein, Pieter Mörs von Husum hatte sich noch nicht angemustert; aber man versprach, Nachricht zu geben, wenn es geschehen sollte.

„Das setzt mich in Erstaunen", meinte Frölein. „Es muß ihm doch daran liegen, bald aus Hamburg herauszukommen. Er wird nicht so dumm sein, hier zu bleiben."

„Pieter Mörs ist nicht dumm", ereiferte sich Eva, „er ist aber so harmlos, daß er nicht annimmt, daß ihn jemand verfolgt. Für ihn ist die Geschichte mit der Erbschaft erledigt; ich habe noch nie einen so anständigen Menschen gesehen." — „Anständige Menschen sind immer beschränkt." — „Ärgern Sie mich nicht!" — Pieter Mörs dachte gar nicht

daran, seine Spur zu verbergen; er war einfach zu Baas Neddebohn gegangen und hatte seine Seekiste verlangt.

„Säh an, der Millionär! Willst wohl 'ne Fregatte kaufen und Reeder werden, Pieter?“

„Nee Bas, mit den Millionen ist das nichts. Erst waren sie da und es war auch ganz schön; aber immer bloß reich sein, ist bannig langweilig, und dann kamen andere, die haben mehr Anrecht als ich, und da bin ich abgefahren.“

„Warum haste nich prozessiert?“ fragte der Baas. — „Wo die anderen doch recht hatten?“ — „Pieter, du bist ein Esel! Man kann jeden Prozeß gewinnen.“ — „Red' nicht mehr von der Erbschaft und gib mir 'n Whisky“, schrie Pieter und schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. — „Auch gut,“ meinte Neddebohm gleichmütig, „wird nicht viel gewesen sein, was der Alte vermacht hat; das hat der Pieter versoffen und nun will er's nicht eingestehen. „Du hast noch vier Tage Kost und Logis bei mir gut. Wann willste zur See?“ — „Morgen geh' ich aufs Seemannsamt nachfragen; heute will ich auf St. Paul. Wo ist meine Kiste?“ — „Geh' nur rauf, sie steht all da, is nix gestohlen.“ — „Dein Glück!“ knurrte Pieter. — Dem Baas ließ die Neugierde aber doch keine Ruhe, und er beschloß, dieser schlechten Eigenschaft ein Trinkopfer zu bringen. Sorgsam hantierte er mit seinen Flaschen, nahm schließlich zwei unter den Arm und setzte sich zu Pieter an den Tisch. — „Wie is das nu all west mit der Erbschaft?“ fragte er. — „Och,“ spannte Pieter sein Garn, „das kannst du dir gar nicht vorstellen. Wenn du ein feiner Herr bist, Ohm, dann mußt du einen Mann haben, der is noch viel feiner als du, aber trotzdem ißt er nich am Tisch mit dir und darf nich Pieter zu dir sagen.“ — „Wie kann er Pieter zu mir sagen, wenn ich doch Zacharias heiße.“ — „Zacharias auch nich,“ entschied Pieter Mörs. „Und dann hast du 'nen Windhund, das is dein Kammerdiener, der is morgens dazu da, dir in die Buxen zu helfen.“ — „Hoho!“ johlte Neddebohm, „in die Buxen? Du schneidest auf! Wie kann der dir morgens in die Buxen helfen? Haha, haha“ — „Das tut er doch, und rasieren tut er dich auch, wenn du ihn nich rausschmeißt. Und dann schläfst du in 'ne Koje wie der Bürgermeister von Hamburg; viel besser wie der von Bremen, un hast 'ne Kötsch, die kocht den ganzen Tag, un du mußt alles essen.“

„Und so hast du es gehabt, Pieter Mörs, und bist nicht dageblieben?“

„Tja, Ohm, wenn du ein feiner Mann bist, dann hast du ganz andere Gefühle; da kannst du nich von ab! Und dann spielst du mit studierten Leut Skat, wie Klas vor dem Mast, und so 'n Studierter spielt auch Aß und költ die Zehn, wenn's andersrum richtiger gewesen wäre, und bei allem Studiertsein gewinnst du doch. Und dann die Damen, Baas, die sind all sehr freundlich zu dir un sagen lieber Pieter zu dir, und haben weiche Hände und schöne Kleider.“ — „Wie können sie lieber Pieter zu mir sagen, wo ich doch Zacharias heiße?“ maulte der Alte. — Pieter besah ihn sachverständig und schüttelte den Kopf. „Zu dir würden sie nicht lieber Zacharias sagen, du hast 'n Kinn wie 'n gesengter Entensitz, und den mögen die Damens nich; denn wenn sie lieber Pieter sagen, dann knurkeln sie an dir herum.“ — „Früher war das anders,“ sagte Ohm Neddebohm entschuldigend. — Pieter fuhr fort: „Mit dem Gelde hast du all bloß immer Angst, daß du's richtig machst; dies hat mir Sorge gemacht und nich gefallen. Du weißt nich, ob's reicht oder nich, und deshalb tust du gar nichts.“ — Aha, dachte der Baas, er hat's auch nich gewußt, und nu is alls all. — „Hättest mich nur mitgenommen!“ meinte er. — „Das hätte nichts genützt; das Geld gehört jetzt einer schönen Dame, die heißt Maria Nuttenscher un is die Tochter von der alten Nuttenscher in Bremen un — aber das brauchst du all nich zu wissen, Baas, das is Familie. Und nu werd' ich mal nach oben gehen.“

Schwerfällig schob er ab.

Der Baas berechnete die Zeche. Zwei Flaschen hatte Pieter verbraucht und er, der Ohm, auch; die kreidete er dem Matrosen der Einfachheit halber mit an und ging hinter den Schanktisch.

Frölein und Eva forschten indessen nach der Matrosenherberge von Baas Neddebohm, denn den Namen hatte Eva aus Pieters Berichten erhalten. Der eine schickte sie hierhin, der andere dorthin; aber endlich standen sie doch vor der richtigen Tür und traten ein.

Der Baas war gerade ein bißchen eingedußelt, schnarchte und nickte mit dem Kopfe. Die Wirtsstube war leer.

Eva zögerte.

„Nur rein, Wertgeschätzteste,“ nötigte Frölein, „wer A sagt, muß auch B sagen, vielleicht sogar das ganze Alphabet. Dort hinten schläft der würdige Hüter dieser Hallen. Lassen Sie mich ihn interviewen; ich habe Übung.“

Während Eva, müde von dem Herumlaufen, sich auf die Bank setzte, ging er an den Schanktisch heran. „Herr Wirt!“

Der Baas wedelte unwillig mit der Hand nach der Nase, als wolle er dort eine Fliege verscheuchen.

Frölein schlug mit dem Spazierstocke auf den Tisch.

„Wirtschaft!“

Jetzt fuhr der Wirt auf und sah die ungewohnten Gäste.

„Was ist?“

„Whisky für mich und Grog für die Dame,“ bestellte Frölein, und Ohm Neddebohm schlüpfte ab.

„Wir müssen ihn vertraut machen und unter Alkohol setzen, dann wird er schon reden,“ klärte Frölein die erstaunte Eva auf.

„Und dann muß ich Grog trinken,“ klagte Eva, „es ist doch sehr schwer, einen Vollmatrosen zu verfolgen.“

„Sie brauchen nur zu nippen; ich trinke dann den Rest,“ tröstete er.

Schon kam Baas Neddebohm mit einer Kanne heißen Wassers zur Theke, nahm ein Glas und mischte das Getränk.

„Ihr trinkt auch einen mit, Herr Wirt,“ sagte Frölein. Das war ihm nicht unangenehm, nur verwandte er für sich eine andere Mischung und verzichtete auf das teuere heiße Wasser zugunsten der Dame und ergänzte den Rest durch Rum.

„Viel Matrosen in Logis, wie?“ eröffnete Frölein den Feldzug.

Der Alte schüttelte bedächtig den Kopf.

„Die Zeiten ändern sich,“ sagte er und bemühte sich, hochdeutsch und rein zu sprechen. „Die Janmaaten wollen Singsang und Tanz und verjuxen ihre Heuer mit den Weibern. Der Schlafbaas hat's Nachsehen und kann nur die besoffenen Kerle in die Kojen verstauen, und muß seinen guten Schnaps allein trinken.“

„Ja, die Janmaaten“, pflichtete ihm Frölein bei. „Sind alle so?“

„Ein paar kommen ja noch und sitzen hier am Tische; aber es sind wenige. Da ist Klas Ovendale, das ist ein Holländer, ein fixer Junge, und Klas Pesch und Pieter Mörs, der Esel.“

Eva mischte sich ein.

„Warum ist denn dieser Pieter Mörs ein Esel?“

„Weil er eine Erbschaft gemacht hat und hat alles versoffen,“ brummte der Baas, „und er schwindelt einem ehrlichen Schlafbaas die Hucke voll von Millionen und Kammerdienern und schönen, jungen Damen.“

„Was hat er denn von den Damen gesagt?“ forschte sie eifrig.

„Lieber Pieter haben sie zu ihm gesag und rasieren hat er sich müssen, weil sie ihm um den Hals gefallen sind, und einen Kammerdiener hat er gehabt, der ihm die Buxen antreckt“, eiferte der Baas. „So 'n Seeigel, so 'n Lügenmaat, so n' Garnsneider, so 'n infamigter.“ — Eva war rot geworden und Frölein grinste teuflisch. — „So so“ brabbelte er, „um den Hals, un Buxen anziehn.“ — „Sie werden das doch nicht glauben?“ fuhr ihn Eva an. — „Nichts glaube ich, Wertgeschätzteste, nichts; aber ich hab gesehen, wie ihm die Mizzi schluchzend am Magen gelegen hat. Aber das war ja seine Base.“ — „Die Schlange,“ zischte Eva. — „Dafür sitzt sie jetzt auch. Sagen Sie, hoch verehrtester Schlafbaas, wann hat Pieter Mörs Ihnen das erzählt?“ — Ohm Neddebohm sah ihn mißtrauisch an. „Warum wollen Sie das wissen?“ — Frölein machte eine harmloses Gesicht. „I, nur so, ich schreibe Geschichten, da interessiert mich das.“ — „Ich muß erst heiß Wasser holen,“ erwiderte der Baas und griff nach dem Topfe. „Das ist nichts mehr für einen rechten Grog.“ — „Lassen Sie nur, wir trinken den Rum so.“ — „Na na“ beharrte Neddebohm, „was sein muß, muß sein,“ und schlürfte hinaus. Draußen horchte er einen Augenblick. — „Warten Sie,“ flüsterte Frölein, „jetzt werden wir die Festung gleich haben! Mit dem nächsten Grog fällt sie.“ — „Ist das wahr mit den Damen.“ fragte Eva — „Es wird wohl wahr sein, warum soll er denn der leiblichen Tochter vom alten Mende keinen Kuß geben?“ — „Ich fahre nach Hause; ich mag nichts mehr wissen,“ schluchzte Eva. — „So sind die Weiber,“ philosophierte Frölein. „Kein Verlaß!“ — „Aber sie war doch eine Betrügerin.“ — „Das hat er doch nicht gewußt.“ — „Aber ich finde das schrecklich.“

Der gute Baas Neddebohm aber hielt den Fall für kritisch. „Das muß ich dem Pieter Mörs sagen,“ dachte er, und kletterte nach oben.

„Pieter Mörs, hast du was angestellt?“

Pieter baumelte mit den Beinen. „Was soll ich angestellt haben?“

„Suchen sie dich?“

„Dunnerslag!“ sprang Pieter in die Höhe.

„Du bist ein schlechter Kerl, du hast mir was gelogen mit deiner Erbschaft; derweil hast was angestellt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sorgen des Dichters Sorgenfrei.

Von Egon H. Straßburger.

(Nachdruck verboten.)

Peter Sorgenfrei hatte einen großen Bühnenerfolg errungen. Er hatte ein Lustspiel geschrieben, das mit fabelhaftem Eindruck aufgeführt wurde. Die Kritik betonte besonders, das Lustspiel sei die Leistung eines abgeklärten Mannes, der die Frau bis in die Tiefen ihres Herzens erkannt hätte.

Das Stück und die Kritik machten den Autor bekannt, und jeder beeilte sich, das Lustspiel „Das Labyrinth meiner Frau“ kennenzulernen. Sorgenfreis Bild stand bald in allen Blättern, und als bekannt wurde, daß der junge Autor Junggeselle war, konnte er sich kaum mehr vor der holden Weiblichkeit retten. Die holde Weiblichkeit bedrängte ihn mit Bittgesuchen von Autogrammen, und manches rosarote Brieflein schwärmenden Inhalts wurde ihm zugesandt. Herr Sorgenfrei lächelte und klemmte sein Monokel tiefer ins Auge. „Meine Zukunft ist auf Rosen gebettet,“ sagte er zu sich, „mein Lustspiel eröffnet mir meine Karriere.“

Da kam eines Tages aus einem Heiratsbureau ein freundlicher Antrag zu ihm. Man offerierte ihm eine entzückende Amerikanerin mit einem Riesenvermögen. Die Amerikanerin, so hieß es, möchte einen deutschen Dichter heiraten, der berühmt sei und ein Monokol trage. Die Heiratsvermittlerin, die über Stück und Monokel absolut orientiert war, bat um den Besuch Herrn Sorgenfreis, aber der Dichter lehnte in seiner Erwiderung ab mit der Begründung, daß er nur aus reiner Liebe heirate, nicht aber auf diesem Wege, den er verächtlich finde für einen Mann, der für die Ideale lebe und sterbe.

Unter den vielen Briefen, die ihm ins Haus geflogen kamen, befanden sich drei von Damen, die in der ganzen Stadt als die schönsten, verwöhntesten und reichsten Mädchen galten und schrieben, sie könnten ohne Herrn Sorgenfrei nicht mehr leben.

Peter Sorgenfrei griff zum Telephonbuch und studierte als großer Psychologe im Namensverzeichnis. „Was sind die Väter?“ wollte er wissen. Papa I war Regierungsrat. Er überlegte: „Sechstausend Mark Jahresgehalt. Fällt schon aus.“ Er studierte weiter: Papa II: Konzerndirektor. Als großer Psychologe sagte er sich wieder: „Weiß man, wie ein Konzerndirektor heuzutage seine Laufbahn beschließt? Fällt aus.“ Nun kam Nummer drei an die Reihe. Er erschrak; eine Blutwelle raste ihm durch die Wangen: Geheimer Kommerzienrat! „Das ist eine Sache.“ Sofort verglich er die Photographien der drei jungen Mädchen, und der scharfe Frauenkenner wußte sofort, daß Fräulein Henriette das Mädchen war, das alle anderen übertraf, übertraf an Klugheit, Innerlichkeit, Schönheit und Liebreiz.

Er zündete sich eine Zigarette an, überlegte sehr genau, überrechnete circum propter die Zinsen eines Kapitals, von dem er mutmaßte, daß er es als Mitgift erhalten sollte, stand auf und begab sich an sein Telephon.

„Fräulein, verbinden Sie mich mit 5527.“ Es war die Telephonnummer, die ihm den Weg ins Paradies bzw. in die Ehe eröffnen sollte. Als er die Stimme der reizenden Henriette vernahm, wußte er sofort, daß ihn seine Frauenkenntnis nicht getäuscht hatte, und die Liebe zog ein in sein Dichterherz.

Als er sich am Abend zur Ruhe begeben hatte, betete er zum erstenmal seit seiner Kindheit: „Lieber Gott, mach, daß sie die Meine wird, ist sie doch das einzige Kind eines Geheimen Kommerzienrats; lieber Gott, bewahre sie vor allen Anträgen minderwertiger Kadetten und gib uns beiden den Segen am Altar!“ Der liebe Gott erhörte das Gebet des ruhmgekrönten, scharfpsychologischen Dichters, und ein Vierteljahr später standen die beiden vor dem Altar und wechselten die Ringe.

Das Hochzeitsessen war herrlich, und Henriette und Peter waren des Glückes voll. Als der Sekt herumgereicht wurde, dachte Peter Sorgenfrei so im stillen: „Das letzte Lustspiel habe ich in meinem Leben geschrieben, mein Schwiegervater soll sich im Ruhme des „Labyrinths meiner Frau“ sonnen, aber dafür soll er mir die Rente geben, die ich für gut halte.“

Henriette fragte ihren Eheliebsten: „Woran denkst du, mein Schatz?“ und Peter Sorgenfrei erwiderte mit seligem Blicke: „An unsere goldene Zukunft.“

Peter Sorgenfrei lebte wie Gott in Frankreich. Er machte große Reisen mit seiner jungen Frau und dachte nicht mehr ans Dichten. Der industriell veranlagte Schwiegerpapa schrieb in jedem Briefe, der Mensch sei auf der Welt, um zu arbeiten. Peter Sorgenfrei erwiderte: Die Arbeit beziehe sich hauptsächlich auf die Väter; die Söhne und Schwiegersöhne hätten das nicht so nötig. Hierauf kamen wieder Briefe des Inhalts, daß Arbeit allein den Menschen glücklich mache, während das Nichtstun entnerve und Langeweile hervorriefe. Aus Langeweile entstehe Müßiggang und Müßiggang sei aller Laster Anfang.

Da klemmte Peter sein Monokel tiefer ins Auge und schrieb seinem Schwiegervater einen geharnischten Brief: „Wenn Du vielleicht meinst, daß Du Psychologe bist, dann irrst Du Dich. Wärest Du Psychologe, so würdest Du nach wie vor am Ersten jeden Monats mir zehntausend Mark, wie bisher, senden. Ein Dichter soll nicht dichten, wenn es einem reichen Schwiegervater paßt, dichtet er aber doch, so ist er ein Hornochse . . . Ich bitte Dich also nochmals, mir jeden Monat mein Geld zu senden. Mit bestem Gruß! Dein tiefgekränkter Schwiegersohn.“

Der Schwiegervater sagte: „Nun gerade nicht“, und die Geldsendungen blieben aus.

Peter Sorgenfrei wurde von Tag zu Tag nervöser, nichts wollte mehr klappen, und zum erstenmal in seiner kurzen Ehe begriff er, daß seine Liebe zu Henriette nicht von der Innigkeit war, wie er es sich gedacht hatte. Die kleine Henriette war ihm im Wege, und es war ihm unmöglich, sein Dichterroß zu besteigen.

„Warum habe ich eigentlich geheiratet?“ fragte er sich und seine Ehefrau.

„Weil du mich geliebt hast“, versetzte sie.

„Nein, weil du in mein Stück vernarrt warst,“ entgegnete er.

Da fing die kleine Henriette an zu weinen und sagte: „O, du liebst mich nicht mehr.“

Er wollte sie trösten, aber sie wehrte ab: „Ich schreibe es meinem Vater, so will ich nicht weiterleben.“

Peter Sorgenfrei begab sich in seinen Lederseffel und sagte aufgebracht: „Tu, was du nicht lassen kannst. Ich dichte nicht mehr.“

Der Schwiegervater kam und legte dem Sohne nahe, daß eine saubere Scheidung das beste in einer Ehe sei, wo der Gatte die Arbeit verpöne.

Während der Schwiegerpapa diesen Aphorismus von sich gab, lächelte er überlegen.

Er hatte einen anderen Schwiegersohn bereits in petto. Der andere war ein normaler Sterblicher, war kein Dichter, war kein Frauenpsychologe, aber er hatte das, was jeder Schwiegervater so sehr schätzt, er hatte soeben eine Million Goldmark geerbt.

*

Peter Sorgenfrei lebte seine Tage dahin wie ein richtiger Bohemien. Er lebte von Vorschuß und von den Erträgnissen seiner Muse. Wenn auch die poetische Ader ziemlich eingeschlafen war, so langte es zur Not doch zu einigen Feuilletons, aber schließlich kann kein Mensch von solchem Quark leben, und Peter Sorgenfrei fühlte sich unglücklicher denn je.

Er seufzte tief, denn er mußte sich eingestehen, daß ein Geheimer Kommerzienrat anders hätte behandelt werden müssen, als er ihn behandelt hatte; es war zu spät, denn Henriette war bereits mit einem anderen Manne sehr glücklich. Ein Jahr nach der Scheidung war sie in anderen Händen.

In seiner Einsamkeit dachte er an den Brief, den ihm die Heiratsvermittlerin geschrieben hatte; er suchte ihn heraus, sah nach der Adresse und machte seinen Besuch.

Die kluge Heiratsvermittlerin aber begriff sofort, daß der Herr Lustspieldichter den Höhepunkt seines Könnens überschritten hatte, daß er nichts Bedeutendes in letzter Zeit geschrieben, und sie bedeutete ihm, daß sie nichts Richtiges an holder Weiblichkeit auf Lager habe. Peter Sorgenfrei meinte aber, sie hätte vor Jahren sich doch so sehr um ihn beworben. Er erinnerte an die reiche Amerikanerin, die mit so großer Sehnsucht einen Dichter als Gatten hätte haben wollen.

Die Heiratsvermittlerin wehrte ab und erklärte wohlwollend: „Mein lieber Herr Sorgenfrei, wenn kein ausgezeichnetes Lustspiel Ihnen einfällt, so versuchen Sie es doch mit einem großangelegten Kochbuch! In diesem Falle . . .“

„Ja und dann?“ fragte entsetzt der große Autor Sorgenfrei.

Die kluge Frau schmunzelte: „Ich schwöre Ihnen, daß ich bei der zehnten Auflage eines solchen Meisterwerkes Ihnen eine Frau verschaffe, die über drei Rittergüter und über Millionen verfügt.“

Am selben Abend setzte sich Peter Sorgenfrei an seinen Schreibtisch und das erste Kapitel eines großangelegten Werkes begann:

„Man nehme sechs Eier, ein Pfund Butter und ein halbes Pfund Mehl . . .“

Persönlichkeit.

Von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Menschen mit und ohne Atmosphäre. Bei einigen ist sie so stark, daß ihre Anwesenheit in den Räumen ein Kälte- oder Wärmegefühl hervorruft. Beherrschte Naturen, die gemessen abwägend sich erst ein Urteil über die Anwesenden sammeln wollen, ehe sie etwas von sich hergeben, die ihre Gaben nicht zu verschwenden pflegen, wirken mit dieser frostigen Zurückhaltung, die sie wie einen Schutzpanzer um sich legen, wenn sie ein Zimmer betreten, als sei die Luft darin einige Grad kühler geworden.

Man nimmt vor ihnen unwillkürlich Haltung an, das intime Geplauder setzt aus, wird offiziell, die Wirkung der Persönlichkeit teilt sich den Räumen mit, der Luft . . . Menschen, die ihre Trauerlaune überallhin mitbringen, wirken wie Schwergewichte. Sie senken sich auf die frohe Stimmung der anderen wie graue Wolken . . . sie verlöschen mit ihrer Gegenwart die Fröhlichkeit auf allen Mienen, noch ehe sie ein Wort gesprochen haben, man fühlt ihre Mißbilligung, liest sie ihnen auf der Stirn ab. Diese großen Schweiger sind den anderen unheimlich. Es sind die störenden Elemente in der Gesellschaft, denn wir versammeln uns nicht, um zu klagen und zu trauern. Andere wieder sind die belebenden Elemente. Das Zimmer wird bei ihrem Eintreten hell, licht und warm. Sie wissen reizend zuzuhören, sie ermuntern oft nur mit einem Lächeln, regen die Unterhaltung an mit einer stummen Geste, sie wirken belebend und wärmebildend. Diese Wärmespender der Gesellschaft sollte man heranziehen und hüten wie kostbare Raritäten, weil sie so selten sind.

Es sind einfach harmonische Menschen, deren glückliche Atmosphäre auf die Umgebung ausstrahlt . . . . Unsere heutige nervöse Zeit, die Unsicherheit der Verhältnisse, die fast alle Menschen bedrückt, lassen umso lebhafter den Wunsch aufkommen nach geistiger Ausspannung, nach Geselligkeit . . . . Nicht mehr nach der hastenden, überreizten, übertriebenen luxuriösen Vorkriegsgesellschaft, die den meisten zuviele Opfer auferlegte. Man will nicht opfern, wenn man zusammenkommt, man will sich erholen, sich unterhalten . . . Die großen Salons des 18. Jahrhunderts, die man aufsuchte, um eine geistreiche Unterhaltung zu führen, gehören leider der Vergangenheit an. Die offene Tafel der Wohlhabenden, Hausbälle, große Empfänge, üppige Diners usw. sind Märchen geworden. Sie werden noch gegeben, aber sehr selten . . . Man hat keine Räume mehr zu großen Gesellschaften, die jungen Ehepaare haben meist weder Platz, noch Möbel, noch Eßservice, noch Bedienung mehr dafür . . . Aber sie haben dieselbe Sehnsucht nach einem festlichen Abend, an dem man sich schmückt, flirtet, etwas tanzt, musiziert und sich unterhält . . . .

Früher fragte man, wenn man eine Wohnung mietete: Wieviel Personen kann ich in diesem Zimmer „setzen?" Heute sind wir froh, wenn wir zehn Personen einladen können. Alle diese Äußerlichkeiten sind so nebensächlich geworden . . . Es kommt auf ganz etwas anderes an — — —

Weshalb besucht man so gerne die Atelierfeste? Und wenn es nur ein Empfang von fünf Personen ist, ein einfacher Tee oder ein Lunch, das auf dem Spirituskocher bereitet wird. Es sind die Menschen, die wir dort treffen, die uns anziehen, der Geist, der über dem Ganzen schwebt, und oft nur von dem Maler, dem Bildhauer, dem Besitzer des Ateliers ausgeht. In Frankfurt am Main besuchte ich öfters das Atelier einer Bildhauerin. Es war Krieg, wir hatten kein elektrisches Licht, es war kalt in dem hohen, ernsten Raum, der voller Plastiken stand: Götter schauten auf unsere Tee-Ecke herab, und die einzige Beleuchtung bestand aus einer tropfenden Wachskerze, die in buntphantastischem Holzleuchter brannte, es gab Tee und ein paar Kakes . . . aber wir saßen alle da wie verzaubert, die Themen überstürzten sich, es waren unvergleichliche Stunden . . . Weshalb, warum? . . . von den Wänden strömt die Atmosphäre aus, die einer Gesellschaft den inneren Wert und ihre Bedeutung gibt. Es gibt Gesellschaften, bei denen alles glanzvoll und korrekt aufgezogen ist, Bediente, Tafelgedeck, Blumen, Menschen, Licht, alles ist in Fülle da, ein Koch hat ein wundervolles Essen bereitet, überall duften uns Blumen entgegen, alles strahlt, blitzt, leuchtet, die Menschen sind festlich gekleidet . . . Aber irgend etwas fehlt . . . Und man sitzt frostig und steif nebeneinander, es kommt keine Stimmung auf . . . Die Stimmung des Hauses geht von der Hausfrau aus, von ihrem Ausdruck, ihrer Haltung, sie teilt sich der Amosphäre mit, die Wände halten sie fest. In frostigen Häusern gibt es keine Bacchanale, keine frohen Feste, keine Behaglichkeit kommt auf, und der Geist friert ein . . .

In Hammerfest, der nördlichsten Stadt, in der die Sonne nur einige Stunden leuchtet und dann nicht die Wärme und Kraft besitzt, wie bei uns, sind die Menschen alle klein und zurückgeblieben, als fehlte ihnen etwas. Es fehlt ihnen die Sonne, das Licht, die Wärme. —

Wir entbehren keine üppigen Mahlzeiten, wir haben Sonne nötig! Menschen, die soviel Sonne in sich tragen, daß sie Wärme ausstrahlen und davon abgeben können, solche Menschen suche man auf!

Geist oder Gänseleber! — Eins von beiden muß man seinen Gästen bieten. Aber die guten Diners vergessen sich, während Erinnerungen an interessant verplauderte Stunden, an ungewöhnliche Menschen, die einmal unsere Sinne, unsere Gefühle gefangen nahmen, an ein sympathisches Milieu, ein glückliches Zimmer, dessen Wände wohltuende Wärme ausströmten, in uns haften bleiben wie der Duft einer seltenen Blume, die man aus einem Treibhaus mitnimmt, und der uns berauscht, nachdem sie längst verblüht . . . .

Bunte Chronik 

* **Ein ostpreußischer Liebesbrief.** Eine ostdeutsche Zeitung veröffentlicht den folgenden Brief eines ostpreußischen Liebhabers, der nach Angabe der Zeitung wirklich echt sein soll: Meine heißgeliebte Angebetete Rosenartige Dorothee! Schon lange, sehr lange war es mein schrecklichster Wunsch, Dich mein Täubchen zu besuchen und Dich auf Deinem Mündchen zu geniesen. Doch dieser mangelhafte zustand sol mir erst Sonntag zu theil werden. Ich kann meine Beherrschunk nicht mehr halten, ich komme auf Füßen der gefügelten Eule, mein breite Honigschatz. Du glaupst garnicht wie ich Dir lübe. Also mache Dir Sonntag parat. Ich denke immmer an Deine Schöne Augen, sie verfolgen mir bei Tach und bei die Nagt. Dein Stimmchen gleicht einer Trommel sie klinkt mir Pegamalische Paradiesische Mausick. Uebermänschlich gelübter Engel, schöne Dorothee, Du glans von meinem glantse, Du Stern aller Sterne bei der Mütternagt (Mitternacht), ich kiese Dir jetzt und glaube, Du wirst ihm fiehlen. Ja, Du hast gefiel, sehr gefiel. Nimm nicht übel mein Schwahnchen, das ich so schlägt Schreibe, doch mein Bussen meint es gut. Ich kann zu jeder Zeit mit Dich anfangen. Ach were ich erst mit Dich vereint, mein Kaninchen, sie sagen Dein gangk ist ein bisgen Französch, doch das kimmert mir nichts, vor mir bist du schön, wie eine Nachtigall, schön wie ein Karnalgenvogel Du Zauberin. Doch jetzt missen wir unz balt entschlisen mein Engel. Wie stet es mit Deine 500 Thaler? Denn kennen wir gleich beginnen, schatz, heißer schatz. Doch diesen Sontag ales mintlich. Aus Deinen Korallenmündchen mus ich mein Schicksal empfangen. Ich höre noch die Stimme Deines Gesanges, sie verfolgt mir bei die arbeit und leitet meinen gang, ach hett ich tich — wie wollt ich Dir! Mein Anlauf get mit das Papier zuende. Ich wihle mir sehr geschmeigelt mit tich zu Korresla-Bieren (korrespondieren), Ich bin der gliglichste unter dem Mohnt. — Nun lebe wohl bis Sonntag zu aufs eiferstegelübte Rosenknospe, Ich kann mir garnicht halten noch trennen, Dir meine Gewüle aufs Papier zu sätzen und mus volländen mein Engel. Viel Kil . . . kiessen mir wird bereitz warm. Dein Ihberschwenkliger bis in den Thot Dir Ihberschetzender gelüter Herrmann. Auf Wiedersehn aus Lübe bei Töpfermeister Brandt.

Lustige Rundschau 

* **Der neue Murillo.** „Haben Sie schon den neuen Murillo gesehen, den die Stadt angekauft hat?" — „Nein, ich hatte Schneiderei, bin auch dieses Jahr noch gar nicht im Zoo gewesen."

*

* **Eine einmalige Ausgabe.** In eine Wohnung am Kurfürstendamm in Berlin dringen zwei bewaffnete Kerle und verlangen von dem allein anwesenden Wohnungsinhaber, einem Kaufmann, unter Bedrohung mit dem Revolver die Herausgabe von zehntausend Mark in barem Gelde. „Um Gottes willen," ruft erschreckt der Kaufmann, „wie können Sie denn eine so enorme Summe verlangen?" — „Nanu, machen Se man nich so'ne Zicken," sagt darauf der eine Einbrecher, „bedenken Se doch, et is 'ne einmalije Ausjabe."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.